Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 4

Artikel: Erfüllter - als viele andere : Erlebnisse einer Schwerbehinderten
Autor: Legrix, Denise
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074049

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

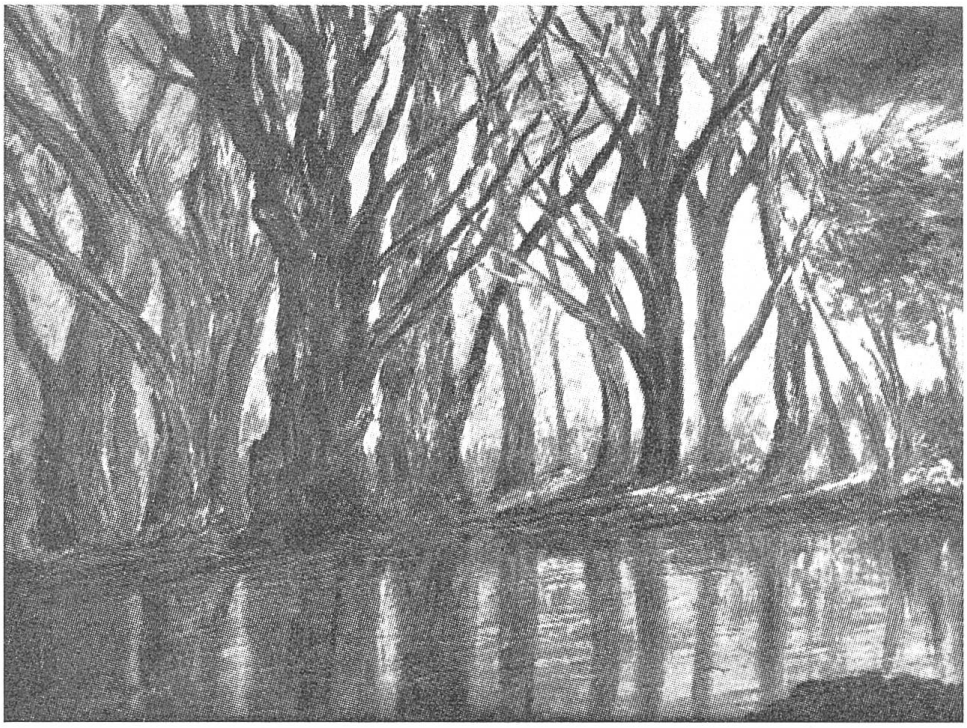
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erfüllter – als viele andere

Erlebnisse einer Schwerbehinderten



VON

DENISE LEGRIX

Das folgende ist dem Buch «Née comme-ça» von Denise Legrix entnommen, das vor zwei Jahren in den Editions Kent-Segep in Paris herausgekommen ist und demnächst unter dem Titel «... und doch als Mensch geboren» im Herder-Verlag, Freiburg i. B., in deutscher Übersetzung erscheinen wird.

Obwohl ihr rechts sogar das Hüftgelenk fehlt und links nur der Ansatz eines Oberschenkels vorhanden ist, hat die kleine Denise mit viel Geduld recht früh das Sitzen gelernt. Durch Zufall kam sie auch ziemlich bald auf das ihr gemäße Fortbewegungsmittel: einen Schemel, den sie durch Verrenkungen vorwärts trieb.

Essen

Lieber Himmel, wie lästig war es doch, daß ich regelmäßig eine verschmierte Nasenspitze davontrug, wenn man mir ein Konfitürenbrot gab. Und dazu noch die Backen, das Kinn! Ein Albdruck! Ich überlegte mir die Sache – wenn man mit drei Jahren überhaupt überlegt –, indem ich Eltern und Geschwister bei den Mahlzeiten beobachtete, wie sie so fröhlich Gabel und Löffel handhabten.

«Mama», wagte ich eines Tages zu fragen, «wie wäre es, wenn du das Butterbrot da auf meinen ‚Arm' legtest? Ich möchte es versuchen.»

«Was versuchen?»

Meine Mutter fügte sich. Mein linker «Arm» war etwas weniger kurz als der rechte. Als die Brotschnitte darauf lag, nahe der Schulter im Gleichgewicht, näherte ich sie mit einer vorsichtigen Bewegung meinem Mund und ergriff sie mit den Zähnen, um ein erstes Stück abzubeißen.

Welche Schwierigkeit! Die ganze Schnitte kam mit. Doch nach vielen geduldigen Versuchen gelang es mir, ein Stück abzuknabbern, während die Schnitte nun an ihrer Stelle blieb. Dann fuhr ich so fort, bis keine Krume mehr übrig war – und hatte sogar weder meine Bluse beschmutzt noch mein Gesicht zu sehr verschmiert.

Welches Glück, Mamas Ausruf zu hören: «Sie ißt ein Butterbrot allein jetzt!»

Von da an stopfte man mich voll mit Gebäck, nur um zu sehen, wie ich damit fertig wurde.

Bei einer der nächsten Mahlzeiten fühlte ich mich kühn genug, eine Gabel zu ergreifen, die links von mir lag. Ich klemmte sie zwischen Armstumpf und Backe und versuchte, einen Bissen aufzuspießen. Kann sich jemand, der mit Händen versehen ist, je die Beweglichkeit all der kleinen Stückchen vorstellen, die in einem Teller versammelt sind? Sie sprangen vor meiner Gabel davon wie kleine Bleikügelchen auf einer elektrischen Platte. Endlich, nach vielfacher geduldiger Wiederholung... endlich hatte ich eines aufgespießt. Aber wie brachte ich es nun an meine Lippen? Ich legte die Gabel auf den Teller, drückte auf das eine Ende und ließ das andere vorsichtig in meinen gierig geöffneten Mund kippen.

Ebenso schwierig war es, von der Gabel das aufgespießte Brotstückchen zu lösen. Welche Anspannungen meines kleinen Halses! Welche Verrenkungen meiner Kiefer! Papa hielt den Teller fest:

«Es geht nicht, Poupette.»

«O laß mich doch! Ich will es fertigbringen.»

Nach einigen Monaten gelang es mir, die Gabel zwischen den linken «Arm» und den Mund zu klemmen und sie unter die Bissen zu schieben. Dann stieß ich sie mit dem rechten Armstumpf vorsichtig an ihrem Ende vorwärts, bis sie waagrecht auf dem linken lag. Dann war die Gabel im Gleichgewicht, und mit vorsichtigen Bewegungen konnte ich sie zum Mund führen.

Alles war nun aber dazu angetan, mich vom Gebrauch eines Löffels abzubringen!

«Du wirst deine Bluse beschmutzen. Du wirst dich brennen!»

Ich aber sann einem Versuch nach. Ich führte ihn bereits in Gedanken aus. Den Löffel würde ich wieder auf meinen linken «Arm» tun, sein Ende gegen meine Backe. Mit Hilfe meines linken Armstumpfes ihn stoßen, um ihn in eine leichte Drehung zu versetzen. Ihn bis zum Teller hinunterbringen. Meinen offenen Mund hinunterneigen... Jetzt, ein Schluck! Ein Löffel voll... So mußte es gehen! Tausendmal habe ich in Gedanken dieses Manöver ausgeführt. Eines Tages habe ich den Sprung gewagt und konnte stolz verkünden:

«Seht ihr! Ich war sicher!»

Um meinen Sieg auszubauen, ließ ich einen zweiten Löffel voll folgen. Die Meinen sahen zu, wie ich alles mit wohlbedachter Langsamkeit ausführte. Halb lachten sie, halb waren sie versteinert:

«Bald wird sie alles allein essen!»

Gewiß, bald. In meinem kleinen Kopf war ich überzeugt davon. Und das würde nicht alles sein, mein merkwürdiges Anpassungsvermögen würde mich noch zu anderen Erfolgen führen. Ich hatte ja auch Glück. Ohne diesen linken Armstumpf, der drei Zentimeter länger war als der rechte, ohne diesen linken Schenkel, der kaum länger war als der «Arm», aber dessen Gelenk mich stützte – was hätte ich da getan? Die Wahrheit ist, daß man sich anpassen muß. Darin liegt alles. Man kann sich immer anpassen. Welch guter Geist hatte in Poupette diese Gewißheit fest verankert?

Trinken

Trinken! Man kann sich wohl denken, daß ich mit meinen vier Jahren bei diesen Versuchen auf strenge Verbote stieß. «Das geht nicht! Du wirst alles zerbrechen. Wie leicht bricht ein Glas! Man könnte dir höchstens einen Becher gestatten!»

Ich aber wollte ein Glas.

«Sie bildet sich wahrhaftig ein, sie wäre wie die anderen», riefen Germaine und mein Bruder achselzuckend.

Warum denn nicht? Nachsichtig willigt Aimé ein, das verlangte Glas neben mich zu stellen. Aber natürlich sind meine Ärmchen zu kurz, um es hoch genug zu heben. Doch wie überrascht war mein Bruder, als er sah, wie ich den Rand mit den Zähnen ergriff und meinen linken Arm darunter schob.

Er versteht noch nicht, was ich will: «Was hast du vor?»

«Das da!»

Tapfer erhebe ich das, was meine Ellenbogen hätten sein sollen, mit der Miene einer richtigen Normannin, die sagt: «Auf Ihre Gesundheit!» und das Glas, so zwischen meinen Armstumpf und meine Lippen geklemmt, neigt sich langsam, so daß ich trinken kann!

Mit offenem Munde klatscht die Familie Beifall. «Sie verdient einen Schluck Apfelschnaps».

Aber Mutter wehrt ab: «Nein, nein, sie ist schon nervös genug!»

Es schien, als sollte sich diese Leistung nicht wiederholen lassen, denn das Glas, das auf meinem Arm stand, schwankte bedenklich.

«Hör auf!» – «Übertreib es nicht!»

Zweiter Versuch. Von neuem hält sich das Glas leidlich im Gleichgewicht.

«Es steht», sage ich, ebenso angespannt wie ein Akrobat, der sich mit dem Tablett in der Hand zum gefährlichen Sprung anschickt.

Nicht ein einziges Mal gab es einen ernsthaften Unfall dabei, außer, als ich eines Abends im Zorn über irgend einen Tadel mein Glas unter den Tisch «warf».

Wer auch immer mich, heute noch, zum ersten Mal beobachtet, wie ich mit Hilfe meiner Lippen und meines rechten «Armes» eine Tasse oder ein Glas auf das Ende des linken stelle, wo ein gefährliches Schwanken anfängt, denkt: «Diese Kühnheit grenzt an Narrheit», und schreit vor Schreck auf. Keineswegs. Ich lächle nur. Da ist doch nichts dabei! Das ist eine so alte Gewohnheit!

Kurz, im Alter von vier Jahren konnte ich ohne fremde Hilfe essen und trinken, nur Brot und Fleisch mußte man mir vorschneiden. Meine Umgebung entlasten und mich von ihr unabhängig machen, das war mein einziger Traum.

Liebe

Soll ich sagen, daß es das Problem der Liebe für mich nie gegeben hat? Nein, und doch auch wieder ja! Die sinnliche Liebe? In meiner Familie war man außerordentlich schamhaft. Doch war ich in allen natürlichen Dingen nicht dumm.

Aber wie zärtlich war ich veranlagt! Empfindsam, voll Liebe im idealen Sinn des Wortes. Meine vertrauten Heldinnen in den Büchern von Delly und Bordeaux kannten die großen Leidenschaften, aber ins Geistige gesteigert, und ich teilte diese von ganzer Seele. Die Liebe, wie ich sie auffaßte, als ein wunderbarer Trieb, auf geheimnisvolle Weise eins zu werden mit dem Partner, flößte mir die tiefste Ehrfurcht ein.

Ich bin 16 Jahre alt. Es ist der 13. Mai des Jahres 1926, der Tag der Kirmes, ein großer Tag, wo die Fröhlichkeit auf Quadratmeilen in der Runde herrscht, wo sich schon am frühen Morgen die bescheidene Dorfmusik von Cahagnes durch verschiedene andere Kapellen verstärkt, die aus den Gemeinden der Umgegend kommen.

Ein herrlicher Tag. Der Frühling bei uns im Bocage! An diesem Sonntag will die Familie, vergrößert um Germaines Haushalt und um den stolzen Burschen, der Aimé geworden ist, die Gelegenheit nicht versäumen, Denise etwas zu bieten. Man hat mich schon am Morgen in meinem Fahrstuhl zur Messe geschoben.

Am Nachmittag, nach der Verteilung des geweihten Brotes, geht die Familie im Dorf spazieren und setzt mich vor dem großen Café ab, wo sich dann die Jugend bei Bier und Orangenlimonade versammeln wird. «Wir kommen dich nachher holen!»

«Abgemacht.»

In meiner Tischecke atme ich den Dunst von draußen ein und betrachte mit Neugier die ersten Gäste, die schon dasitzen oder eintreten. Ein schöner junger Mann, den ich nicht kenne. Groß, blond, mit blauen Augen, der Typ meiner Romanhelden. Er wandert durch den Saal.

Der Wirt: «Kommen Sie und setzen Sie sich zu Fräulein Denise! Sie können ihr Gesellschaft leisten.»

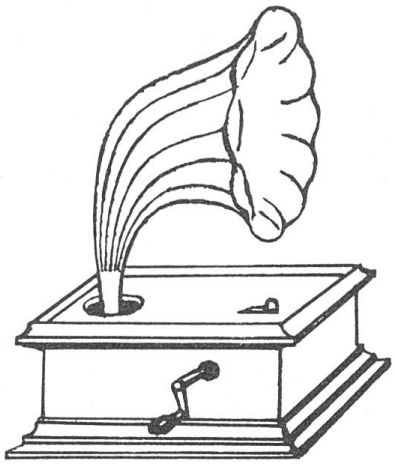
«Erlauben Sie, mein Fräulein?»

Ich erlaube. Ich bin ebenso eingeschüchtert wie er. Wir sind allein. Er hat gewiß bemerkt, daß ich keine Arme habe; es springt in die Augen. Er zeigt nicht das gewohnte Erschrekken. Er sagt irgend etwas Gleichgültiges; ich antworte ebenso. Die anderen verspäten sich. Unsere Unterhaltung wird lebhafter. Er scheint sich für mich zu interessieren. Ich lächle ihm

zu; ich fühle mich wohl in seiner Gegenwart. Auch er entspannt sich ein wenig. Er lacht, ein angenehmes Lachen. Nach einer Viertelstunde sind wir beide, er, der Zurückhaltende, und ich, das schüchterne junge Mädchen, alte Kameraden.

Was weiter? Die anderen kommen zurück, sie drängen sich um den großen Tisch, ohne uns zu trennen. Wir lassen die Augen nicht von einander, noch weniger die Herzen. Ich durchlebe eine zauberhafte Stunde; auch er, wie mir scheint. Wir schwätzen wie zwei Elstern. Er ist Verkäufer in einem Haushaltungsgeschäft in seinem Dorf. Nur zwei Meilen ent-

---



aus Erlebnissen um Erfindungen

Für 3.50 unverkäuflich —
Für 7.50 ein grosser Erfolg

Es war im Jahr 1943, als ich als Patentanwalt für einen Klienten einen Kleiderbügel zum Patent anmeldete. Das Neue lag hauptsächlich darin, daß er T-förmig war und zwei einstellbare Tragbänder aufwies, um den Bügel den verschiedenartigen Kleidungsstücken anpassen zu können.

Mein Klient beabsichtigte, den Vertrieb selber an die Hand zu nehmen. Er holte bei verschiedenen Fabrikanten Offerten ein, deren billigste sich auf Fr. 1.50 pro Stück bezifferte, besuchte alsdann Warenhäuser, Herrenkonfektions- und Herrenartikel-Geschäfte, denen er den neuen Kleiderbügel, der im Detail zu Fr. 3.50 pro Stück verkauft werden sollte, offerierte. Überall bekam er einen ablehnenden Bescheid. Es gebe schon Kleiderbügel zu 50 Centimes, und kein Mensch werde für einen Kleiderbügel, auch wenn er gegenüber den bisher bekannten noch soviele Vorteile aufweise, dreieinhalb Franken auslegen.

Zufälligerweise las der Erfinder in einer Tageszeitung ein Inserat, durch welches eine Firma mit Detail-Verkaufs-Organisation und tüchtigem Vertreterstab neue Artikel zum Wiederverkauf suchte. Überraschenderweise ergab sich bei der ersten Besprechung mit dem Direktor der betreffenden Firma, daß dieser am Verkaufspreis gar keinen Anstoß nahm, im Gegenteil. Er sagte: «Unsere Vertreter können alles verkaufen, wesentlich ist nur, daß sie gut verdienen! Wenn Sie von der Preiskontrollstelle die Bewilligung bekommen, daß wir den neuen Kleiderbügel im Detail zu Fr. 7.50 pro Stück verkaufen können, bin ich bereit, einen Jahres-Abschluß zum Mindestbezug von monatlich 2000 solcher Kleiderbügel zu machen!»

Mein Klient kam ganz erregt in mein Büro: «Sie müssen morgen mit dem ersten Zug für mich zu der Preiskontrollstelle nach Territet reisen und versuchen, die Bewilligung zu erhalten!» – «Und Sie», erwiderte ich, «müssen schleunigst dafür sorgen, daß ich für diese Verhandlung die teuren Offerten bekomme.» Gegen Mittag des anderen Tages konnte ich dem Erfinder telegraphisch melden, daß die Bewilligung erteilt worden sei.

Nun konnte mit dem Vertrieb begonnen werden, und während drei Jahren wurden monatlich nicht nur 2000, sondern meistens 3000 solcher Kleiderbügel verkauft. Warum? Die Detail-Verkäufer verdienten pro Stück fünf Franken, sie hatten also ein Interesse daran sich ins Zeug zu legen. Dazu kam, daß infolge des durch den Krieg bedingten Mangels die Privatkundschaft nicht «überlaufen» wurde und Geldflüssigkeit herrschte.

***

fernt. Er gehört dort zur Musikkapelle, mit der er hergekommen ist. Er ist 24 Jahre, er ist schön. Er liebt so ungefähr auch alles, was ich liebe. Er liest wenig, aber er will es nun nachholen, da ich es ihm rate. Wir trinken ein Bier, das mir nie so gut geschmeckt hat. Er verweigert den Apfelschnaps, der die Runde macht.

Er hat kein Laster, nur Tugenden. Vor allem die, ein junger Mann zu sein und sich für Denise zu interessieren. Unser Alter stimmt zusammen. Sichtlich gefalle ich ihm. Ich bin sehr hübsch. Ich habe ihm mein Unglück nicht verborgen, aber ich lache darüber, als nähme ich es nicht so schwer. Zum ersten Male fühle ich mich nicht davon niedergeschmettert. Auch ich kann mich verloben; ich bin auch jemand. Er heißt André. Er ist ein guter Katholik, nicht allzu fromm. Er geht gerade an Ostern zu den Sakramenten. Er möchte gerne reisen. Und ich erst! Wir verschlingen einander mit den Augen; ich verspüre den Duft seines Atems. Ein unbekanntes Fluidum umgibt uns und bindet uns aneinander. Wir haben beide den Eindruck, daß wir uns nie wieder verlassen dürfen, daß wir miteinander alt werden müssen. Er sagt mit seiner klangvollen Stimme: «Ich werde für Sie sorgen!» Und ich? Was kann ich tun? Ich werde es schon verstehen, ihn glücklich zu machen.

Die Trennungsstunde kommt. Wieso? Es waren doch nur fünf Viertelstunden! Wann werden wir uns wiedersehen? Bald.

«Werden Sie zum Feuerwerk dableiben?»

«Ich will fragen ... ich hoffe ... ja, sicher!»

Das Essen – bei der Mutter einer Freundin – vergeht mir wie im Traum. Ich bin geistesabwesend, ich bin nicht mehr bei mir.

Wir sind beim Feuerwerk. Einen Augenblick fürchte ich, daß er uns nicht finden könnte. Aber nein, das Band, das uns verknüpft ...

«Guten Abend, Fräulein Denise! Nicht müde?»

«Ganz und gar nicht.»

«Welch schöner Abend!»

Er bleibt bei uns, er setzt sich neben meinen Fahrstuhl. Wir sprechen wenig, wir sind verbunden durch die gemeinsame Bewunderung der Feuergarben. Man spricht nicht, man schaut nur. Und man schaut einander an; unser Bewußtsein strömt ineinander in dem Durst nach Ewigkeit, der uns verzehrt.

Es wird immer schöner. Herrlich! Die Sterne an dem amethystfarbenen Himmel flimmern wie in dem Bewußtsein, daß sie, wenn auch einen Augenblick überstrahlt, doch die einzig ewigen sind. Einer davon ist der meinige. Ich zeige ihn dem Freund. Das Büschelfeuerwerk ist der Höhepunkt des Ganzen. Es ist der Augenblick, wo die Verliebten einander die Hände drücken. Ich habe keine! Zärtlich legen sich die seinen auf meine Schultern. Mein Gott, wie wohlig ist das Leben, und wie einfach das Glück!

Er begleitet uns zur Chilbi zurück, wo wir die Meinigen finden. Im Augenblick, wo wir die Terrasse erreichen, sehe ich den Schatten auf dem Gesicht meiner Mutter. Ich kehre in die Wirklichkeit zurück.

Ich bemühe mich, André in heiterem Ton meinem Vater vorzustellen. Er fragt mit unsicherer Stimme: «Darf ich Fräulein Denise schreiben?»

Meine Mutter mischt sich ein: «Ja gewiß ... Das wird sie freuen ... Denise bekommt viele Briefe ...»

«Auf Wiedersehen, Fräulein Denise!»

«Auf Wiedersehen, Herr André.»

Die Eltern sehen uns recht kühl an.

Welche Nacht folgte für mich! Kaum war ich in meiner einsamen Kammer angelangt, als der Traum vollends zerstob. Die Fata Morgana, in der ich mich seit einigen Stunden bewegt hatte, machte der Verzweiflung Platz ...

Als mein Verstand wieder die Oberhand gewonnen hat, ist es noch schlimmer. Er stößt an unüberwindliche Schranken. André schien Gefallen an mir zu finden. Er hat sich alles nicht richtig vorgestellt. Ihm zur Last sein? Unfähig, meiner Aufgabe als Hausfrau nachzukommen, es meiner Mutter, meiner Schwester gleichzutun, die ihren Zweck erfüllen. Eine Last! Ich, deren einziges Bestreben ist, die Last zu erleichtern, die meine Umgebung bedrückt ...

Aber wenn ich Geld verdiente? Wenn ich reich würde, wie es schon immer mein Traum war. Doch es ist absurd, wie alles übrige. Ich sticke ein wenig, ich male. Man gibt mir Aufträge aus Mitleid. Man ist überrascht, wenn ich Lohn dafür haben will. Eine Last, eine Last! Gerade wenn ich diesen Jungen lieb habe, darf ich ihm diese Last nicht aufladen, mich nicht an ihn hängen, der für einen einfachen und geraden Lebensweg geschaffen ist. Denise, bleib in deiner Muschelschale! Du hattest dich daran gewöhnt. Du wußtest ja, daß es «für dich nie sein könnte wie für die

anderen». Denise, verfluchte kleine Denise!

Und doch bin ich gesund, ich fühle mich voll Lebenskraft, ich habe einen Leib, alle Organe. Ich hätte wohl die Fähigkeit, Kinder hervorzubringen. Kleine Kinder... Aufs neue fließen die leisen, ach so bitteren Tränen. Bis jetzt hat meine Schwester Germaine keine haben können. Aber ich, ich würde Kinder haben, dessen bin ich sicher. Sie kämen von mir und von ihm, von uns beiden, die zu einem Wesen verschmolzen wären. Sie wären unsere Frucht und unser Ebenbild. Sie würden uns fortsetzen auf der Erde. Meine Kleinen...

Nein, male dir das nicht aus! Nicht wie die anderen! Meine Kleinen, die ich nur sehen könnte durch das Gitter meines Gefängnisses, die ich nie wiegen, nie hätscheln könnte! Ich könnte nie eine wirkliche Mutter für sie sein.

Meine Eltern haben nichts mehr davon gesagt. Sie achteten meinen Schmerz. Mit ihrem Feingefühl, ihrer schlichten Güte kümmerten sie sich in den nächsten Tagen mehr als sonst um mich. Wenn der Vater vom Feld zurückkam, bekam ich einen Kuß.

«Wie ist's? Geht es dir gut? Ich bringe dir dieses Buch vom Landbesitzer, er meinte, es würde dich interessieren.»

«Danke, Papa!»

Ich hatte mir vorgenommen, André einen schönen Brief zu schreiben. Ich hatte ihn aufgesetzt; ich hatte ihn sogar abgeschrieben. Und dann hatte ich mir gesagt – war es Klugheit oder Feigheit oder doch noch eine törichte Hoffnung? –: «Warte, bis er dir zuerst schreibt!»

Er tat es auch, nach vier Tagen, in Form einer banalen Postkarte: «Erinnerung an unsere Begegnung.» Daraufhin nahm ich mir meinen Brief wieder vor, änderte ihn um, kürzte. Ich blieb dabei lieb und sanft, aber sehr klar, fest, korrekt. Ich schrieb, daß mir der 13. Mai ein Gedenktag sein würde... ich suchte nach einem Eigenschaftwort... «Wunderbar», das war zu stark. «Gesegnet»...? Ach, ich war keineswegs gesegnet! Ich bat ihn nur, nie wieder zu kommen. Ich kann sagen, es war an diesem Tag, daß ich den Entschluß faßte: niemals!

Beim fahrenden Volk

Im Bestreben, den Ihren nicht mehr zur Last zu fallen, hat sich Denise Legrix mehrere Jahre dem fahrenden Volk angeschlossen, wo man ihr den Namen Daisy gab. Da hat sie Unsägliches durchgemacht.

Die Vorstellungsserie hatte begonnen. «Der lebende Frauenrumpf» hatte gute Einnahmen gebracht; das stand fest. Am nächsten Tag machten aber einige Besucher Einwendungen.

«Warum zeigen Sie einen Rumpf an? Dieses junge Mädchen hat ja Stümpfe!» Für sie war ich noch zu vollständig!

Andere sagten: «Sie sitzt sehr tief. Wahrscheinlich ist ein Schwindel dabei. Sicher hat sie Beine versteckt!»

Seien wir gerecht. Ich begegnete auch Blikken voller Güte. Ich hörte Sätze wie: «Mein Gott, was muß sie leiden, die arme Kleine!» Und: «Sie sieht nicht aus wie Jahrmarkt-Mädchen.» Das tröstete mich ein wenig.

Die Baracke war nie leer, von drei Uhr bis halb neun und dann nach einer kurzen Pause bis drei Uhr morgens. Ich war vollständig erschöpft; ich arbeitete mit meinen Armstümpfen, mit meinem Mund wie ein Roboter. Als man sich endlich dazu verstand zu schließen, trug Paul, der Sohn des Patrons, mich in mein Zimmer, und Nenette half mir ins Bett.

«Wieviel habe ich verdient?» fragte ich, als ich sah, wie sie einen Geldbeutel oben auf den Schrank legte.

«Das wird man morgen sehen.»

Danach gingen sie zusammen in eine Bar zechen. Für mich gab es nichts als ein Glas Wasser. Und beim Aufwachen am anderen Morgen hörte ich, wie Nenette erklärte, ich hätte von mir aus nichts essen und lieber gleich schlafen wollen.

An den nächsten Tagen drehte es sich darum, den Besuchern zu beweisen, daß ich wirklich keine Beine hatte, die ich versteckte. Pat, der alte Besitzer, schlug vor, man solle mir einen Stuhl gewönlichen Formates geben. Kaum saß ich darauf, so begann ich mich auf der Bühne zu bewegen, wie ich es zu Hause tat. Seit vier Tagen hatte ich keine Bewegung mehr gehabt! «Das ist es! Das wird überwältigend wirken! So wird kein Zweifel mehr möglich sein. Und wenn man hinter ihr eine Staffelei aufstellte? Sie würde einige Striche malen und ganz allein an den Tisch zurückkommen. Was sagen Sie dazu, Daisy?»

«Warum nicht?»

Die Aussicht, meinen Pinsel und meine Far-

ben wiederzufinden, ließ mich alle Bedenken auf die Seite schieben. Mein kleines Podium wurde erweitert. Trotzdem merkte ich, daß man Angst hatte.

«Wenn sie auf den Boden hinschlagen würde!»

«Haben Sie keine Angst! Ich bin geschickt.»

Wieviele Zuschauer sollten in all den Jahren diese Angst um mich haben! Tatsächlich verglich ich mich später oft mit den Schlittschuhläufern im Variété, die mit Windeseile dahingleiten und dabei immer den Rand ihres runden Podiums streifen. Im Grunde gefiel mir der Beruf. Ich habe immer als Akrobatin empfunden.

Der «Lebende Frauenrumpf als Malerin» war ein großer Erfolg. Für mich allerdings eine große Strapaze. Zwischen zwei Vorstellungen brachte ich es fertig, einige Minuten zu malen, wurde aber schnell zur Ordnung gerufen, weil schon Zuschauer kamen, die sich aber sehr für meine Arbeit interessierten. «Weiter, weiter», drängte der Alte. Nenette verteilte meine Photos, ließ mich sie schnell unterzeichnen. Die Besucher blieben gerne stehen und wollten mir Fragen stellen. «Schluß! Voran, weiter! Andere warten schon!»

Die Kommentare, wenigstens die, die ich hören konnte, waren vollkommen unterschiedlich. Die einen begriffen, welche Willensanstrengung mich das alles kostete; andere murmelten, man nütze mich aus; aber ich hörte auch welche, die Nenette fragten: «Bedienen Sie sie? Welche Aufopferung!» Und Nenette: «Es muß ja sein. Aber wir haben sie sehr lieb.»

Einmal flüsterte mir ein biederer Mann zu: «Das ist doch nicht Ihr Milieu. Sie bleiben doch nicht immer hier?»

Schon drängte sich Nenette herzu.

Fast immer war ich im Wohnwagen eingeschlossen. Einmal nahm man mich mit zum Essen in der Stadt mit einem «sehr reichen Mann», wie man betonte. Die Mutter Pat fügte hinzu: «Dann werden Sie einmal sehen, was Beziehungen ausmachen! Das wird etwas anderes sein als Ihr Krüppelheim!» Damit bezog sie sich auf die Geschichte, die ich gleich erzählen werde.

Das war tatsächlich etwas anderes! Dies Essen im Gasthof steckte mir ein solches Licht auf, daß ich viel lieber in meiner Armseligkeit geblieben wäre. Ein Freund von Rita, dieser reiche Mann? Er setzte sich neben sie, er duzte sie, er streichelte sie! Sie lachte nur. Alle lachten andauernd. Wie drollig fanden sie alles! Man trank Champagner. Auch ich. Trotzdem sah ich sehr klar, ohne selbst hinzusehen. Ritas Haare hingen herunter; sie neigte sich zu ihrem Nachbarn; sie lag förmlich auf ihm. Er streichelte ihren Hals, er küßte sie. Ihr Mann, dieser Idiot von Roger, sagte nichts; er trank unentwegt...

Rita ging nicht mit uns heim. Mit wirrem Kopf verstand ich endlich alles: sowohl, wie Rita verdiente, als auch den Grund, warum man sie ertragen mußte. Und, wie ekelhaft die Welt war!

Das Behindertenheim

Da war ein junges Mädchen, das Freunde von Tréport geschickt hatten. Es bat an der

---

Schweizerische Anekdote

Bundesrat Deucher hatte, als er um die Jahrhundertwende Bundespräsident war, die Aufgabe, den Kaiser Tschululongkorn von Siam feierlich zu begrüßen. Darüber schnödete in seiner «Buchsi-Zytig» Uli Dürrenmatt, Ahnherr unseres weltberühmten Dramatikers und verseschmiedendes Enfant terrible eidgenössischer Publizistik:

«Ich bin Tschululongkorn»,
Sagt der Ostindier,
«Und ich, Deucher Adolf Steckborn»,
Entgegnet der Mostindier. *mg.*

Kasse, ob es mich privat sprechen könnte. «Nein, nein, nur während der Vorstellung. Denn dazwischen muß sie sich ausruhen.»

Die Mutter Pat stieß aber das junge Mädchen in meine Nähe. Dieses sagte dann leise zu mir: «Ich soll Ihnen eine Bitte bestellen! Die Oberin des Behindertenheimes hat von Ihnen sprechen hören. Sie möchte gern, daß Sie ihre Zöglinge besuchen. Es würde einen Auftrieb geben. Sie lädt Sie zum Mittagessen ein.»

Mutter Pat schnitt eine Grimasse. Ich aber: «Das ist eine wunderbare Idee, zumal wir heute abend hier Schluß machen.»

Die Alte wagte schließlich nicht, nein zu sagen. Diese schönen Freistunden! Das junge Mädchen holte mich in einem Taxi ab. Ich ließ mich soweit gehen, ihr alle meine Enttäuschungen zu erzählen. «Wenn Sie wollen, halten wir zuerst bei einer Kirche!»

Das taten wir. Mein Gott, mein Gott, gib mir noch mehr Kraft!

Die Leiterin des Heimes zeigte sich sehr verständnisvoll.

«Wie gerne möchte ich bei Ihnen bleiben!»

«Liebes Kind, auch ich möchte Sie gerne dabehalten. Aber Sie haben recht, wenn Sie versuchen, Ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Immerhin, wenn es gar zu schlimm werden sollte, so zögern Sie nicht, Ihren Vertrag rückgängig zu machen.»

Das war leicht gesagt. Dieses Wort «Vertrag» hatte für mich etwas Heiliges.

Wie schön war nun der Besuch bei den Zöglingen! Nicht ich war der Gegenstand des Mitleids, sondern sie. Ich war ein wenig wie der heilige König Ludwig, der die Pestkranken besuchte. Man trug mich umher wie einen Reliquienschrein. Ich teilte überall gute Ermahnungen aus.

Da war eine junge Gelähmte, die noch obendrein geistig behindert war. Sie nähte den ganzen Tag in der Luft; niemand nahm sich die Zeit, ihr die Nadel einzufädeln. «Sehen Sie her, Fräulein, machen Sie es wie ich! Da Sie Finger haben, halten sie die Nadel fest zwischen Daumen und Zeigefinger. Nehmen Sie eine Stopfnadel, die hat ein längeres Oer.»

Der Erfolg war durchschlagend. Beim fünften Versuch war die Nadel eingefädelt. Das junge Mädchen war begeistert.

«Das ist ja gar nicht schwer! Jetzt werde ich die Nadeln für die anderen einfädeln!»

Beim Abschied küßte mich die Oberin auf beide Wangen. «Sie haben gute Arbeit geleistet. Meine Kinder taten nichts als jammern. Das werden viele jetzt nicht mehr wagen. Eine der brummigsten hat zu mir gesagt: ‚Wenn man das sieht . . .'»

Die Irre

Denise Legrix hat allmählich Geld zusammengespart, obwohl sie arg betrogen wurde. Schließlich lebte sie vor allem von ihrer Malerei. In und nach den Schrecken des Krieges wurde sie, die Schwerbehinderte, zeitweise eine Stütze ihrer Familie.

Wer hat doch geschrieben, daß das Leben durchsetzt ist mit Abenteuern? Ja, selbst das meine, von dem man doch sagen könnte, es sei in einem Käfig eingeschlossen, da mir so viele Kontakte mit der Außenwelt fehlen.

In Riva an einem Februarmorgen gegen acht, tritt mein einstiges Dienstmädchen, die später vier Jahre in einer Irrenanstalt war, in mein Zimmer. Es wirft sich mir um den Hals, wobei es mich beinahe vom Stuhl stößt.

«Ach, Fräulein Denise, ich möchte von ihnen aus meine kleine Cathy anrufen.» Cathy? Ach ja, ihr Töchterchen, die in Lagrune in Stellung ist. «Ich will mich von ihr verabschieden, ihre Stimme hören, ehe ich sterbe.»

«Was fällt Ihnen ein, Clémence! Was sagen Sie da vom Sterben?»

«Ich habe Schande über meine Familie gebracht. Vor zwanzig Jahren habe ich eine Kusine mit Laudanum vergiftet. Die Polizei weigert sich, mich zu verhaften. Aber ich will mich selber richten. Sobald ich Cathy noch einmal gesprochen habe, werfe ich mich in den Kanal!»

Der Kanal von Quistreham ist etwa einen Kilometer von meiner Wohnung entfernt.

Arme Frau! Ich fühle, wie erschöpft sie ist; sie zittert am ganzen Leib, ihre Haare hängen herunter. Sie ist durchnäßt und schmutzig. Ihr Mann ist ein wackerer Mensch, dem sie gewiß Sorgen macht, seit die Irrenanstalt sie entlassen hat; bestimmt sucht er verzweifelt nach ihr. Der Speichel fließt ihr aus dem Mund. Diese Menschen sind die allerärmsten.

Ich höre sie geduldig an. Es gelingt mir, sie in die Küche mitzuziehen, um ihr eine Tasse heißen Kaffe zu geben. Sie läßt sich auf einen Stuhl fallen. Zum Glück schläft sie einen

Augenblick ein. Ich benutze die Zeit, um meine jetzige Hilfe zum Mann der Kranken zu schicken. Wenn die Irre aufwacht? Ich bin allein mit ihr. Was soll ich anfangen, wenn sie einen Anfall bekommt?

Sie drängt: «Ich muß gehen.»

«Ja, ja, Sie sollen auch gehen.» Ich stelle mich, als riefe ich Langrune an. «Die Leitung ist immer besetzt. Erinnern Sie sich an die Monate, als Sie bei mir lebten? Sie waren eine gute Köchin. Ich habe später ihre Vorspeisen sehr vermißt.»

So ging es dann eine Stunde. Eine schreckliche Stunde! Mehrmals erhob sie sich: «Ich muß! Ich muß! Ich sehe, was Sie wollen: Sie haben die Polizei bestellt.»

Sie hob die Stimme, sie schrie geradezu: ach, es gab keine Nachbarn in der Nähe! Ich fürchtete mich vor ihr. Und doch ließen meine Augen die ihren nicht los; ich bemühte mich, ihren Blick festzuhalten, ihr das Bewußtsein meiner Güte, meines Verständnisses einzuflößen...

Als sie wieder in der Anstalt war, sagte sie zu ihrem Mann: «Geh und bedanke dich bei Fräulein Denise. Ich wollte ins Wasser gehen. Du verdankst es ihr, wenn du mich noch hast.» Wie man mir erzählte, weinten sie alle beide.

Man wird sagen: «War es wirklich der Mühe wert, sich dermaßen anzustrengen?» Doch, jedes Geschöpf ist geschaffen zum Leben. Ich glaube, daß ich recht getan habe.

Begeisterung

So entdeckte Denise Legrix, die einen unbändigen Willen hatte, allmählich ihre eigentliche Berufung: denen zu helfen, die ebenfalls von der Natur benachteiligt waren, aber nicht von sich aus so viel Kraft besaßen. Die «Glückskette» von Radio Sottens war es unter anderem, die sie mit dieser Welt der Mildtätigkeit in Kontakt brachte. Schon in ihrer Jugend verdankte sie übrigens viele ihrer glücklichen Stunden dem Radio.

Man erlaube mir, meine letzten Zeilen meinem Beruf zu weihen.

Ob ich nun Talent als Malerin habe oder nicht, ich gebe mir Mühe. Ich nehme Anteil, was, wie man sagt, Pierre de Conberlin als die Hauptsache des olympischen Geistes bezeichnete. Ich bilde mir ein, daß ich Fortschritte gemacht habe, und ich werde noch weitere Fortschritte machen durch Selbstkritik, durch Aufrichtigkeit, das schwöre ich, und durch Vertrauen auf Gott, der mich in anderer Beziehung nicht gerade verwöhnt hat.

Was liebe ich in der Kunst? Ich ahne, daß man solche Meinung kaum von mir verlangt. Und doch! Ich bin wie ein Echo, das vom Wohlwollen weitergetragen wird. Soll ich sagen, daß ich die Avantgardisten nicht – oder noch nicht – verstehe? Picasso setzt mich in Erstaunen, ohne mich zu überzeugen, Buffet überzeugt mich davon, daß er häßlich malt. Die Abstrakten erscheinen mir wie Mondbewohner, die die Erde kolonisieren wollen. Ich aber glaube an die Erde, die lebendige, bewegende, nährende, bunte, die ihr Fluidum verströmt, das dem unseren entspricht. Daran glaube ich wie an den lieben Gott meines Katechismus.

Die «Kenner» mögen mir verzeihen. Ich male und verkaufe auch ein wenig, ich habe dieses Buch geschrieben; ich gründe das, was vielleicht meine Illusionen sind, teilweise darauf, daß ich mir Freunde und auch etwas Geld erworben habe. Man wird mir wohl glauben, daß es nicht für mich ist, denn ich habe keine oder doch nur noch wenige Bedürfnisse.

Aber all die anderen, meine Schicksalsgenossen, dieses Heer von Bettlägerigen, von Bewegungslosen, die aber doch nicht leblos sind, von Nichtvollständigen, von Danebengeratenen – von ihnen wissen die Gesunden kaum etwas, begegnen ihnen gelegentlich in ihren Fahrstühlen, aber besuchen sie kaum an ihrem Lager, wo sie verdorren. Vor allem quält mich das Bild der vielen, die von Geburt an Invalide sind: diese ewig Verlassenen.

Für sie suche ich Hilfe. Für sie möchte ich in alle Köpfe einhämmern und zwar mit Hilfe aller Lautsprecher der Welt, daß sie ein Heim brauchen, ein Haus voll Liebe und Lebenskraft.

Nur die Liebe kann ihnen Lebenswillen einflößen. Wie sie es getan hat – und dessen bin ich der lebende Beweis – für die frühere Daisy, das frühere «Phänomen», die endlich dies Nessusgewand abgeschüttelt hat, sie, die ihren Lebensweg sitzend weiter «schreitet» und sich an der Spitze eines kleines Kreuzzuges fühlt, den die Begeisterung anführt.

Ja, die Begeisterung! Ans Ende dieser Zeilen wüßte ich kein anderes Wort zu setzen als dies eine: Lebensmut der Begeisterung!